

Es ist ein unglaubliches Gefühl der Ungläubigkeit, sagt Thomas, das ich empfinde, während ich nun sterbe. Freilich, zum Sterben war mir schon oft. Damit meine ich gar nicht so sehr jenes Gefühl des Erstickens, das mir im wahrsten Sinne des Wortes den Atem raubte, als ich – im fortgeschrittenen Alter von achtzehn Jahren, wenige Wochen vor der Matura – unvermittelt an Mumps erkrankt war. Eine schreckliche und schrecklich lange Nacht lang glaubte ich, ersticken zu müssen, der Hals war in höchstem Maße angeschwollen, nach außen wie nach innen hin. Kaum ein Wort konnte ich hervorbringen, während ich verzagt, ja in und vor Panik verzweifelt schluchzend nach Luft rang. Wenn ich mich recht erinnere, gab mir meine Mutter, die von meiner Angst vor Krankenhausaufenthalt wusste und die ich mitten in der Nacht in Todes- oder zumindest Sterbensangst geweckt hatte, ein oder zwei Tabletten sowie viel Tee zu trinken, und sie wachte dann an meinem Bett, bis ich endlich eindämmern konnte – was mir, durch ihren beruhigenden Zuspruch und ihre beruhigende Anwesenheit, erst gegen Morgengrauen gelang.

Oft habe ich seither an jene Nacht zurückgedacht; und oft habe ich mir in den letzten Jahren gewünscht, ich wäre damals gestorben. Aber nicht dieses Gefühl des Erstickens meine ich in erster Linie, wenn ich sage, zum Sterben war mir schon öfter, und auch nicht das Gefühl, das ich verspürte, als ich mich zum ersten und auch letzten Mal in meinem Leben von einem Freund hatte überreden lassen, Achterbahn zu fahren. Damals muss ich ungefähr zwanzig gewesen sein; wir hatten mit dem Schachklub, dem wir angehörten, einen Ausflug in einen großen Vergnügungspark unternommen. Es war schaurig, ich klammerte mich in meinem Sitz ans Eisengestänge vor mir (wir saßen zu allem Überfluss auch noch in der ersten Reihe des ersten Wagens der Garnitur); ich biss die Zähne zusammen, krallte mich mit den Händen immer panischer am Bügel vor mir fest und dachte in einem fort: O Gott, jetzt muss ich sterben, o Gott, jetzt muss ich sterben. Als sich die Geschwindigkeit

des Zuges schon fast wieder bis auf Schritttempo verringert hatte, vermeinte ich erleichtert, ich hätte es geschafft, ich hätte diese Fahrt nicht nur überstanden, sondern wider Erwarten sogar ohne irgendeinen Schaden, ohne einen Unfall oder ein Unglück überlebt; aber da fuhr der Zug wieder an, wieder hoch, wurde immer schneller, schneller noch als bei seiner ersten Runde. Mein Kiefer schmerzte bereits vom krampfhaften Zusammenbeißen der Zähne, was ich eigenartigerweise in aller Deutlichkeit wahrnahm, woran ich mich selbst jetzt noch in aller Deutlichkeit, fast körperlich erinnere, und wieder musste ich in einem fort denken: O Gott, jetzt muss ich sterben. Derweil mein Freund in und aus purer Lebenslust, wie mir schien und wie er später auch gesagt hat, derweil er – so wie zig andere Kehlen auch – in und aus purer Lebenslust spitze Schreie des Vergnügens ausstieß, hielt ich die Augen fest geschlossen und wünschte mir bloß, ich würde wenigstens in Ohnmacht fallen können, um dem allen zu entkommen.

Wie gerädert war ich nach letztendlich doch überstandener, heil ausgestandener Fahrt; nichts auf der Welt würde mich je wieder in so ein Höllengefährtn bringen und auf so ein Höllengerüst, nahm ich mir noch beim Aussteigen vor. Mein Freund versuchte einige Zeit später, mich zum Paragleiten zu überreden; vergeblich, ich war geheilt. Ich habe nie nachempfinden, geschweige denn mitempfinden können, was ihn am Spiel mit der Gefahr, am Nervenkitzel so zu reizen vermochte. Er würde wohl einmal bei der Ausübung einer seiner riskanten Aktivitäten umkommen, prophezeite ich nicht nur mir selbst, sondern auch ihm, nicht nur einmal, sondern mehrere Male, viele Male, ja fast jedes Mal, wenn wir uns trafen. Denn er sprach auch bei fast jeder unserer Begegnungen, sofern wir nicht gerade über Schach redeten, von Dingen wie Paragleiten und dem gerade im Aufkommen begriffenen Bungee Jumping, von dem er total begeistert war, von Wildwasserrafting oder vor allem, in späteren Jahren, von seinem Motorrad: einer, ich weiß nicht mehr wie viele PS starken Yamaha, mit der er es,

wie er oft und oft betonte, nicht nur mit jedem, sondern sogar mit *allem* und jedem aufnehmen könnte. Um dieses sich selbst und mir und überhaupt allen zu beweisen, überlegte er sogar ernsthaft, damit an einer Rennserie teilzunehmen. Er war tatsächlich entschlossen, dieses Vorhaben in die Tat umzusetzen, und so begann er zu trainieren – sozusagen auf freier Wildbahn, indem er für den allgemeinen Verkehr zugelassene Straßen als Teststrecke benutzte.

Bei einem schweren Sturz – er überschätzte sich bei einer lang gezogenen, immer mehr zumachenden Bundesstraßenkurve – fuhr er seine Maschine zu Schrott; er selbst kam glücklicherweise – wie durch ein Wunder – mit einem Beinbruch, einer Armverletzung und ein paar Schrammen davon. Wobei dieses Davonkommen für ihn aber nichts zählte angesichts der Tatsache, dass seine geliebte Yamaha nun nur mehr ein Haufen Schrott war. Ein paar Monate nach diesem Unfall kam er dann ums Leben. In einem einröhrigen Tunnel fuhr ihm, als die Kolonne vor ihm wegen einer Panne eines anderen Wagens abbremsen musste, ein Sattelschlepper ungebremst auf seinen getunten Golf GTI und drückte ihn zuerst gegen und dann unter den Lastwagen vor ihm, wie später die Ermittlungen der Gendarmerie ergaben. Sein Auto fing angeblich binnen Sekunden Feuer. Ich habe mich seither oft gefragt, war er, als sein Körper verbrannte, bereits tot, oder musste er bei lebendigem Leibe verbrennen; es war später für keinen Gutachter, weder Gerichtsmediziner noch Brandsachverständige, für niemanden mehr eruierbar, wenn man den Zeitungen glauben durfte; sein Körper, seine Leiche jedenfalls war bis zur Unkenntlichkeit, wie es hieß, verbrannt. Der Fahrer des Sattelschleppers, ein mehrfacher Familienvater aus dem ehemaligen so genannten Ostblock – aus Bulgarien oder Rumänien – hatte eine leichte Rauchgasvergiftung erlitten; er stand, so die Ermittler, zum Zeitpunkt des Unfalls unter Drogeneinfluss. An das Strafausmaß bei der mehrere Monate später folgenden Gerichtsverhandlung kann ich mich nicht mehr genau erinnern – es waren, glaube ich, achtzehn oder zwanzig

Monate Haft und eine nicht allzu hohe Geldstrafe. So viel war also das Leben meines Freundes wert ...

Wenn ich sage, dass mir schon öfters zum Sterben war, meine ich damit auch nicht unbedingt jenen Moment, als ich eines späteren Abends als Beifahrer im Auto eines anderen Freundes saß – Anfang zwanzig war ich damals, und wir kehrten guter Laune vom Besuch eines Fußballspieles zurück. Aus dem Autoradio dröhnten gerade die Dire Straits, *Money For Nothing*. Mein Freund reihte sich bei einer Kreuzung zum Linksabbiegen ein; die Ampel zeigte Grün, er bremste ab und stieg dann in einem plötzlichen, von mir auch später nicht erklärbaren Black-out aufs Gaspedal, obwohl uns ein BMW mit hoher (und sogar, wie sich im Nachhinein herausstellen sollte, weitaus überhöhter) Geschwindigkeit entgegenkam.

Ich wusste in jenem Moment, der andere Wagen, der BMW, würde voll in die Beifahrerseite unseres Autos krachen, instinktiv zog ich die Beine an, ich hob gleichzeitig meinen rechten Arm, um meinen Brustkorb und mein Gesicht mit dem Ellbogen zu schützen, doch noch im selben Moment wurde mir auch die Sinnlosigkeit dieses meines Tuns bewusst. Ich brachte kein Wort hervor, und das Einzige, was mir zu denken möglich war, war *Das war's*. Kein innerer Film mit einer sekundenlangen oder zumindest sekundenbruchteillangen Reprise meines Lebens, keine Aufhebung von Raum- oder Zeit- oder Raum- und Zeitvorstellungen oder Ähnliches, sondern bloß kurz und bündig: *Das war's*. Seltsamerweise und eigentlich gegen jede Logik war es das dann aber doch nicht – *leider* doch und *leider* noch nicht, wie ich viele Jahre später erfahren musste. Der Wagen meines Freundes hatte zwar einen Totalschaden – er wurde durch die Kollision zig Meter weit zurückgeschleudert und drehte sich dabei zur Gänze gegen die ursprüngliche Fahrtrichtung –, doch ich erlitt lediglich Prellungen im Brustbereich, was vom Sicherheitsgurt stammte, und ich hatte ein paar Wochen lang Probleme mit dem Nacken. Auch der BMW-Fahrer blieb nahezu unverletzt. Mein Freund hatte

sich ebenfalls nur Prellungen zugezogen und blutete ein wenig oberhalb des linken Auges; er verstarb während der polizeilichen Protokollaufnahme plötzlich und ohne dies mit einem einzigen Wort anzudeuten.

Von einem Augenblick auf den anderen sackte er, auf der Bank im Polizeibus sitzend, zur Seite, verdrehte für einen Moment die Augen, schnappte nach Luft, seufzte noch einmal tief und war tot. Der Schock habe, so der sofort herbeigerufene Notarzt, wohl einen Herzstillstand ausgelöst, wie es manchmal passieren könne. Das Überbringen der Todesnachricht an seine Freundin, die von ihm im dritten oder vierten Monat schwanger war, und an seine Eltern überließ ich gänzlich der Polizei und begab mich – zwar auf Anraten des Notarztes, aber doch in erster Linie aus dem schrecklichen Bedürfnis nach Trost heraus, das mich überkommen hatte – mit der Rettung ins Krankenhaus, wo ich ambulant behandelt wurde. Aber es war vermessen von mir, zu glauben, ich würde dort Trost bekommen. Ich bekam, trotz der späten Tageszeit, zuerst einmal eine Nummer, hundertvierundsiebzig oder hundertsechundsiebzig war es, ich bekam weiters einen Rippengurt und eine Halskrause. Ich bekam eine Ambulanzkarte, ich bekam einen Kontrolltermin zugeteilt und anschließend auf mein Ersuchen hin ein Taxi herbeigerufen; aber ich bekam keinen Trost.

Erst beim Begräbnis fühlte ich mich verpflichtet, um nicht zu sagen gezwungen, den Hinterbliebenen meines Freundes wieder vor oder doch eher, wie sich herausstellen sollte, *unter* die Augen zu treten. Immer wieder habe ich noch Jahre später die schwer auf mir lastenden Blicke seines Vaters gespürt, die mich anklagend anstarrten, als wollten sie mich auf der Stelle unter die Erde bringen, mich an Stelle seines Sohnes, obwohl mich, wie auch er wissen musste, kein, ja nicht das geringste Verschulden an dem Unglück traf. Auf das so genannte Totenmahl habe ich natürlich unter solchen Umständen verzichtet, ich ging gleich nach der Beerdigung nach Hause und verkroch mich unter der Bettdecke. Nach dem Begräbnis habe ich den Kontakt zu den

Angehörigen meines Freundes im Großen und Ganzen abgebrochen, was einerseits nicht schwer war, weil ich mich zu dieser Zeit ohnehin nur mehr unregelmäßig an den Wochenenden bei meinen Eltern in dem kleinen Ort, der mein Herkunftsort ist, aufgehalten habe. Andererseits war es aber gerade durch diese Tatsache, dass es sich eben um einen kleinen Ort mit geringer Einwohnerzahl handelt, kein leichtes Unterfangen; aber es war mir unmöglich, die anklagenden Blicke, mittlerweile nicht nur des Vaters, zu ertragen, geschweige denn ihnen standzuhalten.

Vor Gericht habe ich dann wie schon bei der Protokollaufnahme durch die Polizei meine Zeugenaussage – unerklärliches Black-out meines Freundes auf der einen, offensichtlich sehr hohe Geschwindigkeit des BMW-Fahrers auf der anderen Seite – wahrheitsgemäß wiederholt. Ich weiß nicht, wie das Verfahren ausgegangen ist, ich habe mich nicht mehr darum gekümmert. Auf jegliche Schmerzensgeldforderung habe ich jedenfalls verzichtet. Die praktisch ehemalige Freundin meines verstorbenen Freundes brachte etwa ein halbes Jahr später, wie mir meine Mutter daraufhin erzählte, einen gesunden Buben zur Welt und ungefähr zwei Jahre darauf las ich zufällig in einer Lokalzeitung in der Rubrik *Neues vom Standesamt*, dass sie in der Bezirksstadt einen Akademiker ausländischen, vermutlich ägyptischen oder arabischen Namens geheiratet hatte.

Doch auch dieses Gefühl in dem Augenblick unmittelbar vor dem Unfall meine ich nicht unbedingt, wenn ich sage, dass mir schon oft zum Sterben war. Vielleicht, weil es dabei trotz aller Ängste immer auch so war, dass diese Situationen mich im Wesentlichen unvorbereitet beziehungsweise unerwartet und also völlig überraschend getroffen haben, sie dauerten zudem auch nur ganz kurze Zeit und, was vielleicht, ja wahrscheinlich den hauptsächlichen Unterschied ausmacht: *Meine Seele* ist von dem Gefühl, *zu Grunde gehen zu müssen*, dabei niemals erfasst worden. Wirklich, tatsächlich zum Sterben war mir in den letzten, fast sechs Jahren, fast an jedem einzelnen der letzten über zweitaus-

sendundsiebzig, mit heutigem Tage, wenn mich mein Bewusstsein nicht trügt, genau zweitausendundfünfundsiebzig Tage. Zweitausendundfünfundsiebzig Tage, an denen es meine Seele immer wieder kaum mehr ertragen, kaum noch durchstehen konnte, auf qualvolle Art und Weise gemordet zu werden, grausam und endlos gemordet, naturgemäß nie aber bis zur letzten Konsequenz, bis zur *Ermordung*.

Begonnen hat es, als es meiner Schwiegermutter gelungen ist, meine Ehe zu zerstören, meine Familie zu zerbrechen, meiner Frau zu befehlen – nichts anderes war es –, mich zu verlassen und die Scheidungsklage gegen mich einzureichen. Und aus hasserfüllter Eifersucht dafür zu sorgen, dass ich keinen Kontakt mehr zu meinem Sohn haben konnte und kann und darf, was bedeutete beziehungsweise bedeutet, dass sie mich und mein Leben damit mit einem Schlag und zugleich immer wieder von Neuem zerstört hat. Es ist eine Zerstörung, die mich nicht nur *gebrochen* hat, sondern letztendlich *zerbrochen*. Sie hat seit ihrem Anfang nicht mehr geendet, sie ist *permanent* geworden, ich habe sie nicht mehr aufhalten, nicht mehr loswerden können. Von meiner Ehefrau ist diese von ihrer Mutter ausgegangene Zerstörung in für mich unbegreiflichem und unverständlichem Hass nicht nur unterstützt, sondern fortan mit aller nur möglichen seelischen und existenziellen Gewalt und Brutalität immer weiter betrieben worden und immer ausschließlicher als totaler Vernichtungskrieg gegen mich.

Mehr als fünf Jahre habe ich trotz aller Zerstörung und trotz aller Verzweiflung vor Gericht dagegen angekämpft. Vor allem aber kämpfte ich darum, wenn schon nicht die Obsorge, so wenigstens ein Besuchsrecht für meinen zum Zeitpunkt der Zerstörung meiner Familie nicht einmal drei Jahre alten Sohn zu bekommen, ohne dass ich aber jemals eine reelle Chance dazu hatte oder auch nur gehabt hätte – trotz aller im Zuge dieses und auch anderer Verfahren auftauchenden, teilweise eklatanten Verfahrensmängel. Nicht einmal dies ist mir letzten Endes gelungen, dem Gericht

Begründungen abzuverlangen, die mehr als auf Lügen aufgebaute formelhafte Floskeln enthalten, es gibt nicht einmal *tatsächliche* Begründungen des Gerichts für seine Entscheidungen, den Kontakt zwischen meinem Sohn und mir zu verweigern – weil es naturgemäß keine *tatsächlichen* Gründe gibt. Aber trotzdem, nach über fünf Jahren ist meine vollständige Niederlage ein für alle Mal besiegelt gewesen, war sie rechtskräftig, wie es heißt, und somit endgültig geworden.

Die Führung des Besuchsrechtsverfahrens, das Durchhalten über einen so langen Zeitraum war mir nur aufgrund meiner Hartnäckigkeit möglich, die wiederum nur aus der unvorstellbar großen Liebe zu meinem Sohn wie auch aus der nun für mich tatsächlich schon unvorstellbar großen Liebe meines Sohnes zu mir resultiert hat. Aufgrund dieser meiner Hartnäckigkeit im Kampf um Kontakt zu meinem Sohn erfolgten von Seiten meiner Frau und ihrer Eltern immer wieder Klagen gegen mich, die, da ich immer Gegenwehr leistete, zu langen und vor allem für mich aufwändigen Gerichtsverfahren führten, was alles in allem meine finanziellen Mittel natürlich bei Weitem überstiegen hat – ich sterbe nun als nicht gerade gering verschuldeter Mann. Meine zunehmende finanzielle Misere hat mich naturgemäß zusätzlich sehr belastet. Doch was, habe ich mir andererseits immer wieder gedacht und nicht nur gedacht, sondern habe es auch immer wieder so empfunden, was sind Schulden, was bedeuten Geld und materielle Güter gegenüber dem unsagbaren Schmerz, gegenüber der unbeschreiblichen Verzweiflung über den Verlust, den von Anfang an existierenden und schließlich wie gesagt rechtskräftig gewordenen *absoluten* Verlust meines Sohnes? Es ist nicht nur wenig dagegen, es ist nicht einmal so gut wie nichts, *es ist tatsächlich nichts dagegen*, es ist nichts gegen meine Tag für Tag immer wieder *erlebten* und bis heute Abend *überlebten* höllischen und erbarmungslosen Seelenqualen. Unbeschreiblich sind sie, unbeschreiblich im wahrsten Sinne des Wortes, und unerträglich und dennoch von solcher Beschaffenheit, dass sie bis jetzt trotzdem nicht in der Lage

gewesen sind, mich zur Gänze umzubringen – wenn ich dies in meiner aussichtslosen Verzweiflung zwangsläufig auch Tausende, ja Zigtausende Male erhofft und oft sogar, in den schmerzhaftesten, den schwärzesten, den allerdunkelsten Stunden, nichts mehr als das ersehnt habe: Ja, ich habe es oft ersehnt, endlich die Chance zu haben, davon, wenn auch nur *vielleicht* und wenn auch *vielleicht nur geringfügig*, durch den Tod befreit, von diesen Höllenqualen erlöst zu werden.

Zunehmend verinnerlichte sich mir bereits die *Angst, ich wäre unsterblich, zur Unsterblichkeit verdammt*, ich müsste für und in alle Ewigkeit hoffnungs- und aussichtslos diese Pein, diese Verzweiflung über mich ergehen lassen. Letztendlich aus dieser Angst heraus muss sich auch diese unglaubliche Ungläubigkeit, die ich angesichts meines nun kurz bevorstehenden Todes empfinde, ergeben haben, zur Hauptsache aus nichts anderem sonst als aus ebendieser Angst, für alle Zeit zur Unsterblichkeit verurteilt zu sein. Natürlich habe ich mich gefragt, seit mehr als fünfeinhalb Jahren oft und oft und wieder und wieder gefragt, vor allem im Verlauf der letzten Monate gefragt, warum ich mich nicht einfach umbringe, warum ich weiterhin versuche, auszuhalten, standzuhalten. Lebensgrund habe ich ja keinen mehr, nicht einmal den geringsten, keinen Sinn mehr, stattdessen nicht einmal bloß Sinnleere, sondern nur unsagbare Verzweiflung und Einsamkeit, Finsternis und Hoffnungslosigkeit. Insbesondere seitdem meine Niederlage rechtskräftig, also unwiderruflich geworden ist, fühle ich das in aller Deutlichkeit. Zuvor hatte ich, trotz aller nüchternen Wahrnehmung und trotz aller negativen und unmenschlichen Erfahrungen mit dem Gerichtswesen und wenn auch selten, so doch immer wieder, wenigstens für einzelne Momente, so etwas wie Hoffnung oder wenigstens Hoffnungshoffnung in mir gespürt. Im Endeffekt war es so, dass ich mit dem endgültigen Ende, mit dem Verlust und der Niederlage dieses meines Lebens- und Überlebenskampfes nicht nur die letzte, ohnehin wohl nur abstrakte und gänzlich irrealen, aber doch immer wieder spürbare Hoffnung in mir, sondern auch

den letzten Lebensgrund und den letzten Lebenssinn verloren habe, ein für alle Mal verloren.

Denn wenn mich der Kampf auch fertig gemacht und mich niedergeschlagen hat, so war es doch derselbe Kampf, an dem und durch den ich mich immer wieder aufgerichtet habe, weil ich mich einfach aufrichten *musste*, um so gut wie möglich aufrecht dastehen zu können, gerade auch nach außen hin und gerade auch bei den gerichtlichen Tagsatzungen, bei den Gutachtern und so weiter. Und auch weil ich mich eben immer wieder immens stark an jegliche noch so kleine Hoffnung geklammert habe, weil ich nicht nur *gegen etwas*, gegen die absolute Zerstörung meines Lebens, und, notgedrungen, *gegen jemanden*, gegen meine Frau und meine Schwiegereltern, sondern vor allem auch, weil ich *um etwas*, *um jemanden*, nämlich um meinen Sohn, um Kontakt zu meinem Sohn gekämpft habe. Was mich neben meiner furchtbaren Feigheit und dem ja jedem Wesen angebotenen Überlebenstrieb davon abgehalten hat, mich umzubringen, war aber auch die Befürchtung, dann, wenn ich mich durch eigene Hand von meinem Körper befreien würde oder befreit hätte, wäre es erst recht wahrscheinlich, dass meine Seele rettungslos von der Verzweiflung und dem Schmerz gefangen ist, endlos und unrettbar und auf ewig und ohne eine einzige letzte Möglichkeit und Hoffnung, dem Schmerz und der Verzweiflung jemals entkommen zu können: ausweglos für alle Zeiten. Denn trotz allem und immer noch bin ich ein religiöser, ein gottesgläubiger, *gottesfürchtiger* Mensch.

Freilich muss ich eingestehen, dass ich die Befürchtung, dass auch der Tod mich nicht erlösen wird, auch jetzt, wo ich sterben werde, habe. Wer weiß, was kommen wird, und wird oder kann mich der Tod tatsächlich von den Qualen meiner Seele befreien, kann der Tod gleichsam meine Seele heilen? Doch nichtsdestotrotz habe ich zumindest, trotz aller In-Frage-Stellungen und trotz oft und oft durchdachter Überlegungen und Befürchtungen, die mich immer wieder, meist in den Stunden vor Mitternacht, wie furchtbar grelle

tiefschwarze Blitze auf das Schmerzhafte durchzuckt und durchbohrt haben, weil sie mir in letzter Konsequenz alles, sogar die Hoffnungshoffnung auf eine Veränderung, auf eine gänzliche oder teilweise Heilung durch den Tod genommen haben ... trotz all dem habe ich aber nun, heute Abend, gerade diese einzige, diese *letzte Hoffnung*: dass Gott meiner Seele durch den Tod wenigstens ein wenig von ihrem Schmerz nehmen wird. So nahe liegend und so angebracht Selbstmord mir auch immer wieder schien: Nein, niemals wäre für mich in Frage gekommen, ernsthaft und in der Tat in Frage gekommen, mich *durch eigene Hand* zu töten, nein: meine letzte Rettungschance gerade dadurch vielleicht zu verspielen ... oder mein Leben möglicherweise nur Minuten vor einer völlig überraschenden, unvorhersehbaren Wendung, durch eine göttliche Fügung naturgemäß, also ein Wunder, das plötzlich eintritt, wegzuschmeißen, kurz bevor dieses mein Leben unversehens wieder wertvoll, wieder *lebenswert* geworden wäre – auch wenn es mir aussichtslos vorkam und sich an dieser Aussichtslosigkeit bis jetzt, bis zuletzt somit, nichts, nicht ein einziges Jota geändert hat. Und auch wenn ich aufgrund meiner Lebenserfahrung, vor allem der in den letzten Jahren, nicht mit einem Wunder rechnen konnte und könnte. Wobei es andererseits Wunder ja naturgemäß an sich haben, dass sie völlig unerwartet und unvorhergesehen passieren – aber dennoch ...

Die glücklichste Zeit, eine wahrhaft glückliche Zeit, wenn auch nicht frei von Schrammen und Kratzern, die das Leben üblicherweise so mit sich bringt, die das Glück aber nicht ernsthaft trüben oder gar in Frage stellen konnten, abgesehen vor allem im Nachhinein von der zunehmenden und letztendlich zerstörerischen Einmischung der Schwiegermutter – die glücklichste Zeit in meinem Leben war mit Abstand jene, die ich mit meiner Familie, insbesondere mit meinem Sohn verbringen konnte, sogar als dieser noch ungeboren, ein Embryo und dann ein Fötus war ...

Ich streichelte seiner Mutter Abend für Abend über den Bauch und ich sprach zu meinem Kind, ich erzählte meinem

ungeborenen Sohn von meiner Freude über ihn und von meiner Vorfreude auf seine Anwesenheit auf der Welt. Ich habe meine Frau sehr geliebt, sie war sozusagen mein Ein, aber mein Sohn war mein Alles, und vor zweitausendundfünfundfünfzig Tagen sah ich mich plötzlich von einer Minute auf die andere unerwartet und unvorhergesehen vor die Tatsache gestellt, sowohl mein Ein als auch mein Alles verloren zu haben. Und ich war zugleich gezwungen, gegen mein Ein einen verzweifelten Kampf zu führen, *gegen mein ja im Grunde immer noch geliebtes Ein einen Kampf führen zu müssen* um mein Überleben, aber auch um mein Alles, einen Kampf, dessen Initiative von Anfang an nicht von mir ausging und der mich von Beginn an in eine schreckliche Defensive brachte und der von Anfang an schon ein verzweifelter und im Grunde wohl aussichtsloser war. Letzten Endes muss ich sagen: Der Verlust meiner Frau, meines Ein, war eine schlimme Tragödie, aber: *Ohne mein Alles war und ist alles nichts*. Ja, alles nichts ... Aber gerade das nichts und somit nicht Seiende ist, wie ich schmerzlichst habe erfahren müssen, in seiner Existenz nur allzu schnell weitaus wahrhafter und zutiefst grausamer als das Seiende; und die Abwesenheit der Anwesenheit von meinem Alles sowie auch der unsägliche Hass und die unbeschreibliche Zerstörungswut meines Ein gegen mich haben mich schlussendlich langsam umgebracht.

Meine Widerstandskraft wurde von Tag zu Tag schwächer, Hand in Hand ging das mit meiner Hoffnung, die später dann zu einer bloßen Hoffnungshoffnung verkommen ist und noch später zu einer nur mehr hin und wieder aufflackernden Hoffnungshoffnungshoffnung und so weiter. Meine Abwehrkräfte schwanden immer mehr, was nicht nur in *meiner* Natur, sondern zwangsläufig auch in der Natur der Sache liegt. Ja, langsam und letzten Endes *tatsächlich* umgebracht hat mich das alles. Eine furchtbare, eine unvorstellbare, sich über Jahre hinstreckende *Mordung*, nichts anderes ist es gewesen. Dennoch habe ich *versucht*, es fortwährend versucht, zu überleben. Trotz aller Fürchterlich-

keiten bin ich zum Beispiel nicht zum Alkoholiker geworden, ich bin kein Drogenabhängiger geworden, kein Krimineller und so weiter, ich bin zwar aus der Bahn geworfen, aber ich bin deshalb nie auf die so genannte schiefe Bahn geraten, und in Fantasiewelten habe ich mich genauso wenig geflüchtet. Ich habe sozusagen den Bezug zur Realität nie verloren, obwohl diese für mich grausam war und ist und obwohl der Verlust oder das Zurück-, das Hinter-mir-Lassen dieser Realität demzufolge wahrscheinlich sogar durch und durch positiv zu sehen wäre. Selbst als ich aufgrund meiner erdrückenden, mich immer öfter überwältigenden Probleme meinen alles in allem sehr guten Posten, im administrativen Bereich einer Versicherungsgesellschaft, verloren hatte, habe ich nicht aufgegeben, mich nicht gänzlich fallen lassen. Es gelang mir nach ein paar Monaten der Arbeitslosigkeit, die Chance einer Umschulung zu bekommen und sie auch zu nutzen, ich konnte mich in Ansätzen auf den EDV-Bereich spezialisieren, was mir entgegenkam, weil es mich nicht nur interessiert hat, sondern mich zwischendurch auch immer wieder ein wenig abgelenkt hat von meinen Problemen und von meiner Verzweiflung. Und ich habe auch dann nicht aufgegeben, als ich Wochen und schließlich Monate nach dem Ende der Umschulung noch immer keinen Posten gefunden hatte – wahrscheinlich hat man mir bei den Vorstellungsgesprächen bereits meine Kaputttheit, mein Kaputtsein angesehen, obwohl ich es immer so gut wie möglich zu verbergen versucht habe –, doch auch dann habe ich nicht aufgegeben, als ich in der Folge von meiner Beraterin am Arbeitsamt mehr oder weniger dazu gezwungen worden bin, eine Stelle als Hilfsarbeiter anzunehmen. Denn nichts anderes, so die Beraterin, wäre man nur mit AHS-Matura und diesem einen kurzen Kurs in Betriebswirtschaftslehre, den ich gleich nach der Matura gemacht habe, und ohne weitere Ausbildung wie zum Beispiel einem Studium, *nur ein Hilfsarbeiter* wäre ich, hat sie gesagt, ein Hilfsarbeiter, der keine andere Stelle findet. Und so bin ich also zum Hilfsarbeiter geworden, mit

einem so geringen Lohn, dass mein Schuldenberg nun noch immer statt im Schrumpfen im Wachsen begriffen ist, obwohl ich mich seit Langem schon bis auf das Letzte eingeschränkt habe.

Doch selbst als Hilfsarbeiter habe ich mich nicht gänzlich aufgegeben, bei all meiner generellen absoluten *Lebensausichtslosigkeit*, die mich, wie ich sagen muss, oft genug übermannt hat. Ich habe mich sowohl bei meiner Arbeit zusammengerissen als mich auch weiterhin um andere, bessere, mir adäquat scheinende Stellen bemüht, aber der Knick in meinem Lebenslauf war unübersehbar, und schon aller der Name des Betriebes, in dem ich nun arbeite oder bis jetzt gearbeitet habe, hat sich nicht besonders gut gemacht bei den Bewerbungen. Nicht nur, dass der Betrieb eine äußerst schlechte Reputation hat, es ist auch allgemein bekannt, dass sich das Personal dort überwiegend aus Hilfsarbeitern zusammensetzt – also gemeinhin aus als irgendwann im Leben aus eigener oder fremder Schuld gescheiterten Personen oder solchen, die einfach nicht zu höherwertigen Tätigkeiten befähigt sind. Aber eben genau diese allgemein bekannte Tatsache wie eben auch der schlechte Ruf der Firma haben mehr oder weniger zwangsläufig dazu geführt, dass ich nun noch immer Hilfsarbeiter bin – allerdings, wie ich einräumen muss, bin ich überwiegend im Büro eingesetzt worden, da man natürlich an entsprechender Stelle meine Fähigkeiten und Kenntnisse von Anfang an wahrgenommen hat – dieses Faktum ist also, wie man letzten Endes sagen muss, somit einzig und allein auf die wirtschaftlich relevante Tatsache zurückzuführen, dass ich in diesem Bereich dem Betrieb am meisten bringe und ihm gleichzeitig nur sehr wenig koste, und auf keinen anderen Grund.

Doch trotzdem habe ich schlussendlich somit als Hilfsarbeiter geendet, mit einem entsprechend niedrigen Lohn. Natürlich ist das ein sozialer Abstieg für mich, ein gewaltiger und deshalb beschämender noch dazu, vor allem wenn ich daran denke, was alles aus meinen Schulkollegen geworden ist: Wissenschaftler, Ärzte, Lehrer sind darunter,

Manager, Unternehmer, höhere Angestellte und so weiter. Aber ich habe, während ich immer schwächer geworden bin, während nicht nur meine Seele, sondern auch mein Herz immer mehr in Mitleidenschaft gezogen worden ist, doch nicht vollständig kapituliert, so hartnäckig bin ich gewesen, ich habe mich, meine Person, so gut es ging, nicht zur Gänze fallen lassen. Auch wenn das Durchhaltevermögen oft nicht nur an den Grenzen seiner Erschöpfung angekommen war, sondern sie sogar bei Weitem überschritten hat.

Ich habe zum Beispiel meine kleine, nur sehr bescheiden eingerichtete Zimmer-Küche-Wohnung immer in Ordnung gehalten, habe etwa auch jetzt ein paar verschiedene Sorten Tee zu Hause, obwohl ich im Grunde kaum jemals Tee trinke – denn Tee ist etwas, was man am besten zu zweit beziehungsweise mit seiner Familie an einem gemütlichen Herbst- oder Winterabend zu sich nimmt. Aber trotzdem habe ich immer zwei oder drei verschiedene Teesorten zu Hause, für den, allerdings völlig unwahrscheinlichen, Fall, dass mich überraschend einmal irgendjemand besuchen würde und eine Tasse Tee mit mir trinken wollte. In den seltenen oder besser gesagt in den wenigen Tagträumen, die ich habe, bekomme ich Besuch, unerwartet läutet es an der Tür und draußen steht mein Sohn ... oder Gott ... oder wenigstens eine warmherzige Frau ... Eine Frau, die mich wortlos in die Arme nimmt, die meine Seele erschauen kann und die dann sagt: *Endlich habe ich dich gefunden*, ohne Rufzeichen dahinter, nur die erleichterte liebevolle Aussage *Endlich habe ich dich gefunden* ... eine Frau, die das also sagt und die mich liebt oder die das sagt, *weil* sie mich liebt, mich aus ganzem Herzen liebt. Und die sagt, jetzt kämpfen wir von Neuem, um mich, um meinen Sohn, um Gottes Anwesenheit, seine Wiederkehr, um die Hoffnung, um die Zukunft, um uns, *jetzt* kämpfen wir von Neuem, *jetzt kämpfen* wir von Neuem, *jetzt kämpfen wir* ... – Aber diese Frau, so eine Frau gibt es nicht ... Und Gott hat sich zur Gänze von mir abgewendet, er hat mich verlassen ... Und mein Sohn kann und darf nicht zu mir kommen.